

Zeitschrift: Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle
Band: 21 (1953)
Heft: 9

Artikel: "Off limits" für Joe
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-569652>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Off limits» für Joe

Von Karl-Eugen, Deutschland

Es ging wirklich nicht sehr gesittet und geräuschlos zu im «Jitterbug». Joe empfand das bis zum Ueberdruss, und er wäre viel lieber wie sonst an seinen freien Sonntag-Nachmittagen irgendwohin in die Umgebung gefahren und herum gelaufen. Dass ihn bei diesen Wanderungen die Kinder ängstlich anstarrten, weil die Erwachsenen ihnen gesagt hatten, jeder Neger sei gefährlich, störte ihn wenig. Dass eine Generation zuvor die Kinder in gleicher Weise vor den Zigeunern gewarnt worden waren, wusste er nicht, und hätte er es gewusst, wäre es ihm gleichgültig gewesen.

Joe ging hin und wieder gern in ein gutes Konzert. Auch da starrte man ihn natürlich an; das machte ihm nichts. Aber heute hatte es keins gegeben, das ihm zusagte. Also — was tut nun ein amerikanischer Besatzungssoldat in Deutschland, und noch dazu einer mit dunkler Hautfarbe, wenn es in Strömen regnet?

Die «Jitterbug»-Bar machte ihrem Namen alle Ehre. In einem Raum von noch nicht siebenzig Quadratmetern sassen, standen, hockten die GI's auf den paar Barstühlen. Sie redeten und sangen und tranken, Farbige in allen Schattierungen, vom dunklen Kaffeebraun bis zur kupferfarbigen Tönung der Indianer und dem grün-gelblichen Teint der Mischlinge und der Südsee-Insulaner. Aus dem Lautsprecher scholl ununterbrochen die Musik abgespielter Schallplatten mit den synkopischen Melodien, die die Amerikaner so lieben. Der Qualm zahlloser Zigaretten, das Stimmengewirr von vierzig oder fünfzig keineswegs leise sprechenden Soldaten, und dazwischen das Kichern und Kreischen der paar weissen «Damen», die um die Gunst der Soldaten buhlten — wie sehr Joe das alles hasste!

Natürlich hatte immer wieder einmal eines der Mädchen versucht, ihn einzufangen. Aber sie hatten es längst aufgegeben, und wenn sie ihn sahen, kicherten sie nur noch oder flüsterten sich irgendetwas ins Ohr. Joe wusste, dass ein Teil der «Damen» des «Jitterbug» sogar von seinen weissen Kameraden abgelehnt wurde, und die waren gewiss nicht anspruchsvoll! Und was hätten sie Joe überhaupt geben können?

Bei einem Glas Bier vor der Bar stehend, träumte Joe vor sich hin. Er dachte zurück an seine Heimat, an die kleine Stadt in Alabama, an den «farbigen» Süden der Staaten, wo mehr Schwarze als Weisse lebten. Die farbigen Frauen des Orients — und es gab viele wirkliche Damen unter ihnen — rissen sich darum, sich von dem schlanken Joe mit dem regelmässigen Gesicht und den kultivierten Händen frisieren zu lassen. An lockenden Blicken, an Koketterie hatte es bestimmt nicht gefehlt. Und für alle hatte Joe sein verbindliches Lächeln, ein paar nette Worte gehabt, aber nicht mehr.

Allmählich hatte sich das herumgesprochen, aber wenn auch die Damen wussten, dass sie bei Joe keine Chancen hatten, und wenn auch die Kollegen neidvoll überlegten, was sie täten, wenn sie seine Chancen gehabt hätten — die Damen wollten doch nur von Joe frisiert werden, denn nur er hatte immer wieder neue und reizvolle Ideen. Auch unter den Männern seiner Heimatstadt gab es einige, denen Joe gefiel. Meistens hatte er ihnen nein gesagt, hin und wieder auch einmal ja. Aber immer war es irgendwie schal gewesen und mit einem faden Nachgeschmack.

Ein einziges Mal hatte er anderes erlebt. Joe war abends müde an der Bus-Haltestelle gestanden, um heimzufahren in das kleine Vorstadthaus, in dem er bei seinen Eltern wohnte. Die da sonst an der Haltestelle warteten, kannte er vom Sehen, sie fuhren fast immer mit dem gleichen Bus wie er. Aber an jenem Abend stand ein Weisser da, ein zweifellos fremder, gross und blond. Und Joe war bestürzt darüber, dass die blauen Augen des Fremden die seinigen vom ersten Augenblick an suchten.

Der Fremde gefiel Joe sehr, aber bestürzt war er doch, weil er wusste: Auch im angeblich freiesten Lande der Welt ist genau festgelegt, wen man lieben darf und wen nicht. Er dachte mit Schauern daran, dass man kürzlich einen seiner Rassegenossen fast zum Krüppel geschlagen hatte, weil er versucht hatte, sich einer weissen Frau zu nähern, die den gut aussehenden Farbigen durch eine raffinierte Koketterie zum Glühen gebracht hatte.

Und es war dann doch alles gekommen, wie es kommen musste. Sie fuhren natürlich in verschiedenen Abteilungen des Wagens, der Fremde in der «weissen», Joe in der «farbigen», aber als Joe ausstieg, stieg auch der andere aus. Es war glücklicherweise schon dunkel. Joe wusste im voraus, dass der Fremde ihn ansprechen würde. Es begann mit der banalen Frage nach einer Strasse, die es gar nicht gab. Und dann blieb der Fremde an der Seite von Joe, der schon längst eine andere Richtung hätte einschlagen müssen, um nach Hause zu kommen. Als sie zu der kleinen Baumgruppe kamen, die zwischen den letzten Häusern und den Baumwollfeldern lag, presste der Fremde Joes Arm. Er flüsterte Joe zärtliche Worte zu, die der noch nie gehört hatte, und Joe wusste, dass auch er dem andern verfallen war.

Als sie viel später zur Stadt zurück gingen, hatte Joe erfahren, dass der andere Charles hiess, dass er Historiker war, der an einer Geschichte des Bürgerkrieges schrieb und deshalb in den Archiven der Stadt herumgesöbert hatte, und dass er morgen wieder abfahren würde, weit hinauf in den Norden. Charles hatte Joe erregt flüsternd gesagt, dass er schön sei, dass er eine schmale und gerade Nase habe, die darauf schliessen lasse, dass ein Teil seiner Vorfahren Hamiten oder sogar Araber gewesen sei. Joe wusste mehr von der afrikanischen Vergangenheit der amerikanischen Schwarzen als die weitaus meisten seiner Landsleute, und deshalb wusste er auch, dass das von dem andern Gesagte mehr als ein Kompliment gewesen war, und das hatte ihn froh gestimmt. Zum Schluss machte ihm allerdings Charles mit stockender Stimme klar, dass sie sich nicht wiedersehen könnten, weil trotz Beecher-Stowe und Abraham Lincoln die Gesetze zwischen ihnen standen, geschriebene und ungeschriebene. Charles war traurig gewesen beim Abschied, Joe noch mehr, weil er zum ersten Mal spürte, dass er niemals da würde lieben dürfen, wo er lieben musste. —

Das alles war ein Traum, den Joe oft geträumt hatte, und der jetzt wieder wie ein Film in seinem Kopf ablief. Das Kreischen eines Frauenzimmers, zu dem einer seiner Kameraden offenbar zu zudringlich geworden war, liess ihn in die geräuschvolle Wirklichkeit zurückfinden. Er bestellte sich noch ein Bier und gleichzeitig eins für den neben ihm hockenden Jerry. Jerry war Joes Schatten. Der kleine Plantagenarbeiter mit den wulstigen Lippen und der breiten Nase sah in Joe eine Art von Halbgott, und Joe liess sich das gefallen. Leider war Jerry immer betrunken, wenn er Geld hatte, und da gerade Zahltag gewesen war, besass er welches, und getrunken hatte er auch schon wieder viel zu viel. Er kauerte neben Joe auf dem Barhocker, ununterbrochen mit halblauter Stimme seine Songs vor sich hinsummend. Nein, in Joes Träumen blieb für Jerry keinen Raum. Aber es tat gut, ein menschliches Wesen neben sich zu haben, von dem man wusste, dass es nichts wollte oder erwartete, dass es mit der Treue eines Haustiers an einem hing und sich glücklich schätzte, der Schatten des Abgotts sein zu dürfen.

Joe starrte in den Spiegel hinter der Bar, der ihm erlaubte, alles zu beobachten, was zu sehen war; Jerry, den ganzen gröhlenden, kreischenden Haufen und sich selbst. Er war sich bewusst, dass er weitaus besser aussah als der grösste Teil der übrigen. Das lag nicht nur an der Nase: seine Lippen waren zwar etwas aufgeworfen, aber sie hatten nicht annähernd den starken Wulst wie bei vielen seiner gleichfarbigen Kameraden. Er hatte das Gefühl, dass auch die grünen Gläser vor seinen Augen, durch

die hindurch die anderen gerade noch ihre Umrisse erkennen konnten, irgendwie zu ihm passten. Es war für ihn ohnehin notwendig geworden, einen Brechungsfehler der Augen durch Konvexgläser zu korrigieren.

Als er die grüne Brille gekauft hatte, machte der ihn bedienende Optiker ihm Komplimente, weil er sich nicht für eins der riesigen, golden blinkenden Messinggestelle entschied, die seinen weissen und schwarzen Kameraden so imponierten, sondern für ein modernes Modell, das nur oben einen schmalen Metallrand aufwies. Er hatte sehr gut ausgesehen, der junge Optiker, und als er die Fassung Joe anpasste und dabei seine Wangen berührte, sie unabsichtlich streichelnd, blickte Joe in die Augen des jungen Mannes. Aber es war nichts in ihnen gewesen als höfliche Sachlichkeit.

Und dann war da vor kurzem noch eine Episode gewesen in dieser Stadt. Joe hatte erfahren, dass es Lokale gab, in denen nur Männer verkehren, und in eins davon war er klopfenden Herzens einmal gegangen. Als er sich gesetzt hatte, gefiel ihm das Milieu, schon weil die kreischenden und kichernden Weiber fehlten. Zwar hatte er sich den Ort und die Gäste eigentlich etwas anders vorgestellt, kultivierter. Aber einige der dort sitzenden Männer sahen gut aus.

Lange Zeit blieb ihm aber nicht, darüber nachzudenken. Es gab ein allgemeines Getuschel, keineswegs unfreundlich, wie ihm schien. Aber immerhin, der Wirt kam, freundlich lächelnd, doch sichtlich verlegen und sagte ihm in holprigem Englisch, dass er nicht da bleiben dürfte. Ob er nicht das «Off limits» am Eingang gesehen habe? Nein, Joe hatte es nicht gesehen, aber der Wirt zeigte ihm das Schild am Eingang mit dem verhassten «Off limits to all military personel». Der Wirt sagte ihm weiter, dass jeden Abend zwei oder drei MP.-Streifen kämen, und dass der Besuch seines Lokals auch den weissen GI's nicht gestattet sei. Da war nichts zu machen, das wusste Joe genau. Traurig hatte er sich getrollt und im «Jitterbug» zum ersten Mal, seit der in Deutschland war, erheblich eins über den Durst getrunken. Gut, dass Jerry neben ihm gewesen war, allerdings ebenfalls betrunken, und seine Songs sang. «Off limits...» «Eintritt für Soldaten verboten».

Wieder wurde Joe aus seinen Träumen aufgeschreckt, denn er sah plötzlich im Spiegel zwei weisse Männer auftauchen, die ganz und gar nicht in das Milieu des «Jitterbug» passten. Sie wussten das offenbar selbst sehr genau. Beide machten durchaus den Eindruck, dass sie sich sicher im Leben bewegen konnten, aber die so fremdartige Umwelt, der Lärm, das Kichern und Kreischen der Mädchen liessen sie ein wenig verlegen erscheinen und sie waren sichtlich froh, als sie die beiden noch leerstehenden Barhocker links von Joe einnehmen konnten, und so zunächst einmal einen gewissen Halt fanden. Besonders der eine von ihnen, der etwa Joes Grösse hatte, schien offenbar nur widerstrebend gekommen zu sein. Haar und Augen schimmerten dunkel; in seiner eleganten Kleidung wirkte er sehr gepflegt — ein Gentleman, dachte Joe, dem er sehr gefiel und neben den er sich setzte. Der andere war grösser, blond und blauäugig, mit einem winzigen Schnurrbart; auch er war gut, aber etwas salopp gekleidet und hatte ein ebenfalls sympathisches Gesicht mit blauen, etwas zynisch blickenden Augen. In der Hand schlenkerte er einen Autoschlüssel; wahrscheinlich stand sein Wagen in einer der Seitengassen.

Joe suchte im Spiegel die Augen des Dunklen. Aber der nahm keine Notiz von ihm, sondern drehte der Bar den Rücken zu und studierte das bunte Treiben im Raum. Von dem, was die beiden halblaut sprachen, verstand Joe kein Wort, denn von dem verfluchten German hatte er nur einige kümmerliche Brocken gelernt. Immerhin brachte er allmählich heraus, dass der Dunkle Kurt hiess und der Blonde Erik. Er spürte auch bald mit grossem Bedauern, dass es Kurt im «Jitterbug» nicht im geringsten gefiel. Was er hörte, aber nicht verstand, waren Kurts Worte: «Ich habe dir den

Gefallen getan und bin mit dir hierher gegangen. Und es ist sicher sehr amüsant. Aber dieser Betrieb geht mir stark auf die Nerven, und ich schlage einen baldigen Lokalwechsel vor. Es geht hier wirklich reichlich exotisch zu, und du weisst, wie wenig ich das Exotische schätze.»

Erik war anderer Meinung. Auch er hat'e sich mit dem Rücken gegen die Bar gesetzt, aber er hatte glänzende Augen. «Ich finde, dass von diesen Menschen ein unerhörtes Fluidum ausgeht. Sei mir nicht böse, Kurt, ich will noch bleiben!» Sie hatten sich inzwischen wieder zur Bar herum gesetzt, und begannen nun, schweigend ihren Whisky zu trinken. Joe gelang es nicht, im Spiegel einen Blick von Kurt zu erhaschen, doch plötzlich begegneten seine Augen denen von Erik. Und seltsam — dieses etwas zynische Lächeln erinnerte Joe plötzlich an Charles.

Auch ohne dass er etwas verstand, spürte er, dass die beiden begonnen hatten, über ihn zu sprechen. «Was hältst du von dem Boy neben dir?» fragte Erik. «Der mit der grünen Brille?» fragte Kurt leicht erstaunt und betrachtete zum ersten Male nicht unfreundlich, aber reserviert den jungen Mann zu seiner Rechten. «Er sieht gut aus, besser als alle andern. Aber mach' keine Dummheiten, Erik! Du weisst nicht, ob er so ist wie wir sind, und zudem, gefährlich sind sie alle. Und schliesslich» — hier lächelte er etwas verlegen — «das weiss ich zwar nicht aus Erfahrung, aber man hat es mir gesagt, dass sie alle nach Erdnussbutter riechen.»

Erik lachte. «Das lass meine Sorge sein. Ich bin schon mit gefährlicheren Situationen fertig geworden. Das erste werden wir bald klären. Und was schliesslich den Geruch betrifft, es ist keineswegs erwiesen, dass es so ist und selbst wenn — ich habe den Geruch von Erdnussbutter sehr gern.» Kurt zuckte resigniert lächelnd die Achseln. «Nochmals Erik, mach keine Dummheiten!» Damit nahm er Abschied, nachdem sie für den späten Abend noch eine Verabredung getroffen hatten, und verliess die Bar mit einem kleinen, nachdenklichen Kopfnicken für Joe.

Der Platz zwischen Erik und Joe war nun leer, aber nicht lange. Denn Erik setzte sich kurz entschlossen auf den frei gewordenen Hocker und sah zum ersten Mal Joe nicht auf dem Umweg über den Spiegel, sondern ihm direkt ins Gesicht. Er meisterte eine kleine Verlegenheit schnell mit «Let's make a drink!» und ehe Joe überhaupt darauf reagieren konnte, hatte er bei dem Barman schon zwei Whiskys bestellt.

Erik klärte die Situation rasch noch mehr, indem er begann, dem andern in einem ziemlich waschechten Slang zu erzählen, dass er zwei Jahre lang in amerikanischer Gefangenschaft gewesen war, allerdings in den Nordstaaten, weit von Alabama.

Immerhin war damit der Kontakt da, und Joe, der noch vor wenigen Minuten über den Weggang des bewunderten Gentleman traurig gewesen war, fühlte immer mehr, wie sehr Erik ihn an Charles erinnerte, und er spürte eine rasch sich steigernde Sympathie für den Blondem.

Erik hatte von der «Bodega» gehört und schlug Joe vor, mit ihm dorthin zu gehen. Das war Joe sehr recht. Er hatte zwar leichte Gewissensbisse wegen Jerry, der in keinem gesellschaftsfähigen Zustand mehr war, aber Erik lachte darüber und sagte zu Joes Beruhigung, dass der liebe Gott den Betrunknen einen Schutzengel zu geben pflege. So überliessen sie Jerry seinem Schicksal.

Es ist weissen Zivilisten nicht gerade verboten, die «Bodega» zu betreten. Doch man sieht sie nicht gern, zum mindesten nicht, wenn sie allein kommen. Aber Erik hatte keine Schwierigkeiten: als Joe auf die Frage des an der Tür stehenden M. P.: «He belongs tou you?» mit einem Kopfnicken antwortete, durfte er ohne weiteres passieren. Erik hatte von der «Bodega» schon gehört, aber er war noch nie da gewesen; doch was er sah, gefiel ihm sehr. Zu der Musik einer grossen Farbigen-Kapelle tanzten viele farbige Soldaten mit weissen Mädchen sehr temperamentvoll, aber im Durch-

schnitt mit sehr viel mehr Charme und Grazie, als ihre weissen Kameraden sie aufbringen können. Auch hier ging es recht geräuschvoll zu, aber es gab keine Exzesse, und wenn wirklich einmal einer über die Stränge schlug, so sorgten die riesenhaften M. P.'s, dafür, dass er unauffällig hinaus befördert wurde.

Erik war fasziniert; Joe spürte das beglückt. Dass sie mittlerweile «Erik» und «Joe» zueinander sagten, war fast selbstverständlich. Joe konnte sich nicht enthalten zu fragen: «Warum gehst du in die «Bodega»? Deine Landsleute würden es nicht verstehen, wenn sie dich hier sehen würden.» Erik überlegte nachdenklich einige Sekunden lang, zog an seiner Zigarette und erwiderte, ihren Rauch gegen die Decke blasend: «Nein, Joe, sie würden all das gar nicht verstehen. Sie sind so grausam wie die deinigen, und wenn einer von denen, die mich kennen, mich hier sehen würde, so wäre ich für immer das Gespött der Stadt, in der ich wohne; ich müsste meine Stellung aufgeben und verschwinden. Als ich aus der amerikanischen Gefangenschaft zurück kam, wurde ich aus meiner Stellung hinaus geworfen, weil ich Mitglied einer Partei gewesen war, die den Rassenhass propagiert hatte. Ich war in ihr einer von Millionen, war sehr jung hinein geraten und hell begeistert, und schliesslich stand ich unter ihrem Terror. Als ich Soldat war, gab es noch keine Vernichtungslager für Juden, und dass es welche gab, habe ich im Gefangenenlager erfahren. Aber ich brachte schon in Amerika heraus, dass es auch bei euch ungeschriebene Gesetze gibt, die zwar nicht in Massenmorde ausmündeten, dass aber auch an ihnen schon ungezählte Menschen zugrunde gegangen sind, die nichts Böses getan haben.»

Erik hatte im Verlauf des Gesprächs seinen rechten Arm leicht um Joes Schultern gelegt, seine linke Hand auf Joes Oberschenkel. Es war auch hier das Aeusserste an Vertraulichkeit, was zwischen Männern erlaubt war. Der vorübergehende M. P. registrierte diese Vertraulichkeit mit leichtem Missfallen, aber er übersah sie. Joe sah zum ersten Male Eriks Hand, nicht besonders gut gepflegt, aber nervig und gut geformt. Eriks Gedanken waren ganz wo anders. Er war sich im klaren darüber, dass der dunkelhäutige Soldat ihm immer besser gefiel. Mit einer schnellen, aber behutsamen Bewegung nahm er Joes Brille herunter und sagte verlegen lächelnd: «Verzeih', ich wollte sehen, was für Augen du hast!» Joe war verwirrt, zumal seinen Augen der plötzliche Uebergang von dem durch die grünen Gläser vermittelten Licht zu der ungedämpften Grellheit weh tat und sie zum Blinzeln zwang.

Aber Erik war noch verwirrter über das, was er sah. Er hatte etwas verlegene, tierhaft blickende Augen erwartet, die Augen eines Wesens, dessen Urgrossväter noch vor weniger als hundert Jahren Sklaven gewesen waren. Statt dessen blickte er in das Gesicht eines jungen Mannes, dessen Ahnen vielleicht vor zweihundert Jahren die Herrscher eines ganzen afrikanischen Stammes gewesen waren, Augen eines seiner selbstbewussten Menschen und zudem — das bewegte ihn am meisten — eines Menschen, von dem er geliebt wurde, und der doch schon im voraus wusste, wie das alles weiter oder nicht weiter gehen würde.

Erik hatte an diesem Abend die Sensation, das Abenteuer gesucht. Aber er hatte nicht damit gerechnet, dass auch sein Herz dabei eine Rolle spielen könnte, und dass das Erlebnis mit dem anderen mehr werden könnte als eine Sensation. Er brachte nichts weiter heraus als ein gedehntes und verlegenes «Yes». Als ihm Joe dann die Gläser aus der Hand genommen und sie wieder aufgesetzt hatte, war Erik eigentlich froh, dass zwischen Joes Augen und den seinigen nun wieder eine Art von Schranke gesetzt war. Sein Verstand begann zu arbeiten. Er hatte plötzlich ein sehr schlechtes Gewissen, ganz im Gegensatz zu damals, als man ihn wegen seiner Mitgliedschaft in der NSDAP auf die Strasse gesetzt hatte.

Joe spürte die Stimmung und den Widerstreit von Verstand und Gefühl bei dem andern. Es war wieder so, wie es damals bei Charles gewesen war und später in der kleinen deutschen Bar mit dem «Off limits», und wie es immer sein würde, wenn er einen Menschen kennenlernen würde, den er liebte und der vielleicht auch ihn liebte. Jetzt war er es, der seinen linken Arm vorsichtig um die Schultern des andern legte und sagte: «Erik, ich habe dich sehr gern, auch wenn du ein Weisser bist, oder wohl deshalb, weil du es bist. Das ist mein besonderes Schicksal. Alle die fürchterlichen Gesetze, das, welches es einem Mann verbietet, einen andern Mann zu lieben, das, welches gebot, die Juden zu vernichten, und schliesslich jenes ungeschriebene, das eine Wand zwischen Schwarz und Weiss aufrichtet — alle sind sie von weissen Männern erdacht worden. Du kannst nichts dafür, und du kannst auch nichts an ihnen ändern. Und deshalb wirst du mir nachher sagen, dass du mich nicht wiedersehen kannst.»

Erik spürte in den Worten seines dunkelhäutigen Freundes die Leidenschaft, die er vorher in seinen Augen gesehen hatte, dazu aber das ganze hoffnungslose Leid eines Menschen, der weiss, dass er für das ganze Leben zur Einsamkeit verurteilt ist. «Aber das wusste ich von Anfang an», fuhr Joe fort, «Off limits». Er lachte bitter. «Du hast einen Wagen, wir haben noch zwei Stunden, dann muss ich auf meinen Bus, und du fährst morgen wieder in deine Stadt!»

Erik war aufs tiefste verwirrt und beschämt, weil er wusste, dass Joe mit jedem seiner Worte ins Schwarze getroffen hatte. Auch Erik konnte nicht über seinen Schatten springen. Denn die geschriebenen Gesetze kann man umgehen, in Amerika und in Deutschland; es ist sehr gefährlich, doch man kann, man muss das manchmal auf sich nehmen. Aber kann ein Deutscher sich sehen lassen, auf der Strasse, in einer Wohnung, einem Hotel, mit einem schwarzen Soldaten, ohne im höchsten Masse aufzufallen? In dieser Stadt kannte ihn ausser Kurt kaum jemand, hier konnte er es wagen, aber dann . . . ?

«Come on», sagte er heiser und zahlte. Und dann gingen sie zusammen zu dem Wagen, der in einer der kleinen dunklen Gassen stand. Dort stahlen sie sich wie zwei Verbrecher ihre Liebe, der ein sinnloses Gesetz die Dauer versagte. —

Als Joe zwei Stunden später in seinen Bus stieg, war alles haargenau so, wie er es sich vorgestellt hatte. Ein Haufen von halbbetrunkenen GI's, die plapperten, sangen und die Reize der «Damen» rühmten, bei denen sie ihre Nachmittagsstunden verbracht hatten. Auch Jerry war da, nicht halb, sondern ganz betrunken, aber — zu Joes grosser Erleichterung — er war da. Und Jerry war sehr froh, neben seinem Halbrott sitzen zu dürfen. Zu erzählen hatte er nicht viel, zuerst sang er halblaut und ununterbrochen seine Songs. Aber das sanfte Schaukeln des Bus liess ihn rasch einschlafen, und der heftig Schnarchende lehnte an Joes Schulter, der schützend und stützend seinen Arm um ihn legte. Mehr — nein, das ging nicht, aber es war wenigstens ein Lebewesen da, das ihn rückhaltlos liebte.

Die andern, die er selbst liebte, und die vielleicht auch ihn liebten? Er wusste es in dieser Stunde mehr denn je: Ob sie Charles, Erik oder wie sonst heissen würden — immer würde zwischen ihnen und ihm das unbarmherzige Wort stehen:

«Off limits». —

Immer? — — —

Plötzlich war ihm klar, warum er die grünen Gläser tragen musste. Sie schirmten ihn nicht nur ab gegenüber einer Welt, die sein besonderes Leid nie verstehen würde, sondern sie machten auch für die anderen die Tränen unsichtbar, die er in den Augen hatte. Davon wusste auch Jerry nichts, dessen Kopf nun still, ohne jede Frage an die Welt, auf seiner Schulter ruhte.